


# Régis Michalias

## Auvergnatische Lieder

Deutsch

von

**Dr. Hans Weiske**
Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg Nm.
Sòci dóu Felibrige

**Königsberg Nm.**
Druck von J. G. Striese



Beilage zum Programm Nr. 91.



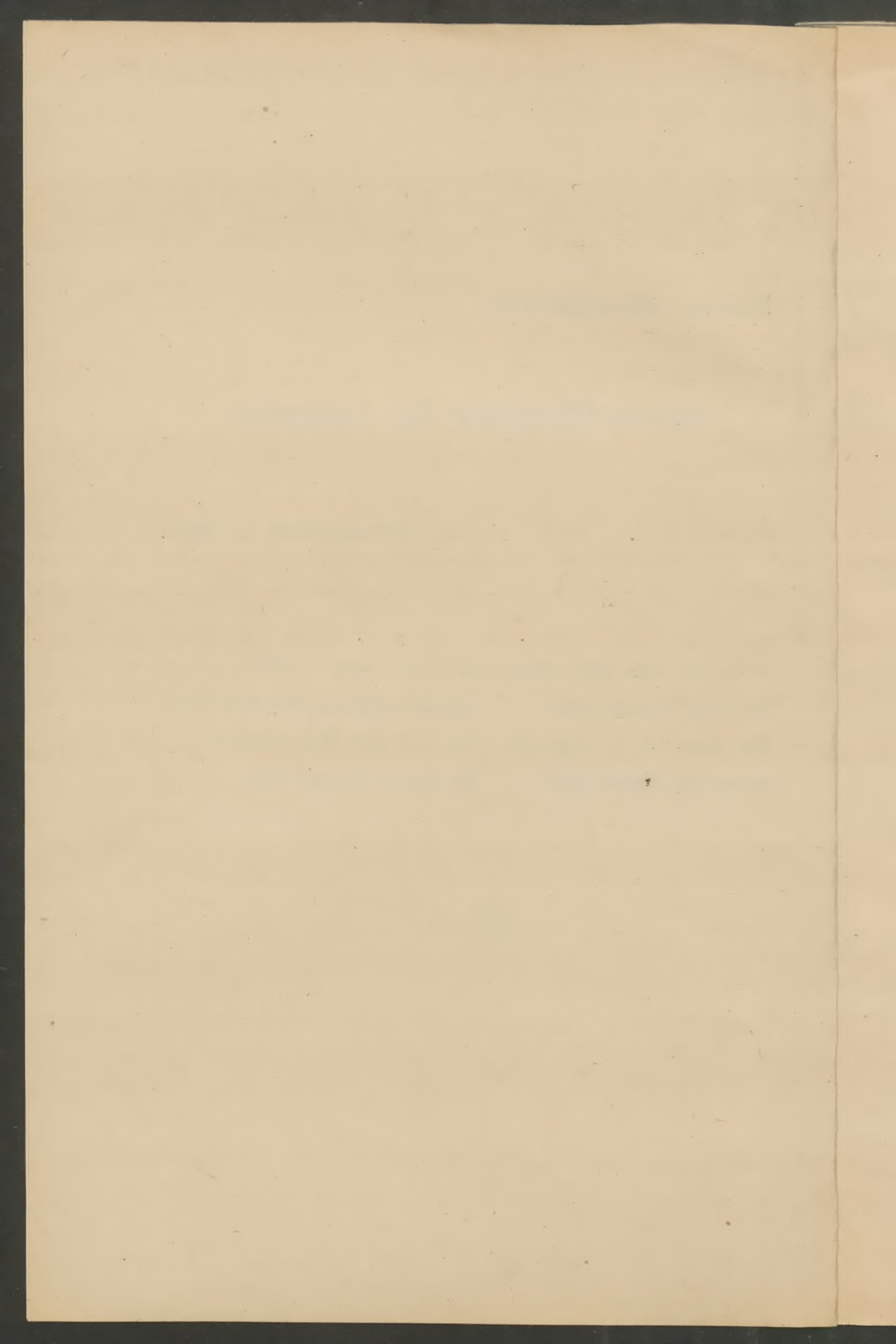
Meinem Schwiegervater

Herrn Professor Dr. Lehmann

zu Wernigerode a. Harz

Nimm hin dies kleine Buch als Gabe meiner Liebe!
Es atmet Harzer Duft, stammt's auch aus fremdem Land
Dir dank' ich es, wenn ich fern von der Welt Getriebe
In deinem Harzerwald die zweite Heimat fand.





# Geleitwort.

## An meine Landsleute.

Dies Büchlein meldet euch von all dem Lieben, Trauten,
Das uns die Heimat bringt;
Ich spreche drin zu euch in süßen Mutterlauten,
Wie's aus der Kindheit klingt.

Ich will das Bauernvolk der Doro[1]) euch beschreiben,
Will sagen wohlgemut,
Was sie daheim am Herd, und was sie draußen treiben . . .
Ich kenne sie gar gut.

Ich künd' die Märchen euch, die abends wohl erklungen
Beim Schein des Feuers sind;
Wie wir durchs brache Feld stürmten als wilde Jungen,
Barfuß, zerzaust vom Wind.

Ich will von den Letiens, den Baragaugnas reden,
Den Galipotas[2]) auch;
Erzählen will ich euch von den ergrimmten Fehden,
Munterer Knaben Brauch . . .

Aus den Èrs de d'uen Païsan.

---

¹) Vergl. S. 14 Mitte.
²) Vergl. S. 15 unten.

Die großartige Wiederbelebung der provenzalischen Sprache und Literatur durch Frederi Mistral[1] und den Feliberbund[2] weckte auch in anderen Teilen der französisch-sprachigen Erde die Urkraft des Volkes neu und befreite sie von den lähmenden Fesseln hauptstädtischer Uniformierung. In der Auvergne ist es neben Vermenouze[3] der Feliber Michalias, der die Volkssprache literaturfähig gemacht hat.

Régis Michalias wurde am 13. Februar 1844 zu Ambert im Dép. Puy-de-Dôme geboren. Aus ländlichem Geschlechte stammend, ist er ein treuer Sohn seiner Heimat geblieben und hat sie nur vorübergehend verlassen. Seine Studien hat er auf dem Gymnasium zu Clermont-Ferrand und auf der École supérieure de Pharmacie zu Paris getrieben.[4]

---

1) Frederi Mistral wurde am 8. September 1830 auf dem Mas dóu Juge, dem Richterhofe, bei Maiano (Provence) geboren. Das beste deutsche Buch über sein Leben und Dichten stammt von Nic. Welter: „Frederi Mistral, der Dichter der Provence". Marburg, Elwert, 1899. Einen kurzen Abriß über den Dichter biete ich in meiner Schulausgabe von Paul Mariétons Terre provençale (Anm. zu S. 4,28). Leipzig, Raimund Gerhard, 1910. Dieser Abriß ist insofern zu ergänzen, als inzwischen als neuestes Werk Mistrals seine provenzalische Übersetzung der Genesis (Paris, Champion, 1910) erschienen ist.

2) Am 21. Mai 1854, am Tage der Heiligen Estello, zur Erhaltung der provenzalischen Sprache von Mistral und sechs anderen provenzalischen Männern auf Schloß Fontségugne gegründet, umspannt jetzt der Feliberbund den ganzen Süden Frankreichs und, wenn man die Ehrenmitglieder hinzurechnet, den Erdball. Schloß Fontségugne liegt einige Kilometer östlich von Avignon; es gehört der Familie Giéra. Santo Estello ist die Schutzpatronin des Feliberbundes.

3) Jean-Arsène Vermenouze, geboren 1850 zu Vielles-d'Ytrac bei Aurillac, ist am 8. Januar 1910 ebendaselbst gestorben. Vergl. dazu S. 14 dieses Aufsatzes und die schöne Gedächtnisschrift des Herzogs de la Salle de Rochemaure (Aurillac, Impr. moderne 1910).

4) Die biographischen und literarischen Ausführungen beruhen zumeist auf des Dichters persönlichen Mitteilungen, teilweise auf dem Aufsatz über Michalias von Henri Pourrat (in der Veillée d'Auvergne, April 1910).

Sein pharmazeutischer Beruf — er ist von 1873 bis 1895 Apotheker in Ambert gewesen — brachte ihn vielleicht mehr als manch einen anderen mit dem reichen Blumenflor, mit der Tierwelt und den tiefen Schätzen seiner Berge in Berührung, und zahlreiche Wanderungen enthüllten ihm die Zauber der stillen, majestätischen Heimat.

Als Dichter geboren, kam er doch erst spät — im Jahre 1900 — dazu, mit der heimatlichen Mundart in gebundener Rede das wiederzugeben, was sich ihm an Wahrem und Schönem auf seinem Lebenswege geboten hatte. Er schildert, was er sieht, wie er es sieht, oft mit verblüffender Realistik, gelegentlich mit feiner Ironie und dann wieder mit zartem, lyrischem Empfinden, wie wir es etwa bei Eichendorff gewöhnt sind. Es fehlt wohl kaum ein Zug in seinen Liedern, der zum vollständigen Bilde der volkstümlichen Auvergne gehört; seine beiden Gedichtsammlungen Èrs de lous Suts, Berglieder, Ambert 1904 (Impr. Migeon), und Èrs de d'uen Païsan, Lieder eines Landmannes, ebenda 1908, sind ein Spiegel seiner Heimat. Zu ihnen gesellt sich als drittes Werk Margoutou! o no batueito au vialage, Gretchen oder ein Streit im Dorfe, ebenda 1907, das Drama eines vor mehr denn zwanzig Jahren verstorbenen Dichters, das Michalias mit gelegentlichen Verbesserungen herausgegeben hat. In Vorbereitung befindet sich bislang noch eine Sammlung von scherzenden Erzählungen, die unter dem Titel Tant fa pèr rèire erscheinen sollen, wenn Michalias sich zu ihrer Herausgabe entschließt. Augenblicklich ist er mit der Bearbeitung eines Glossars der auvergnatischen Sprache beschäftigt, eine gewiß dankenswerte Arbeit; denn das Auvergnatische enthält eine Masse von Ausdrücken, die sich aus der keltischen Urzeit in der Bergeseinsamkeit bewahrt haben. Das Glossar wird mit Michalias' Essai de Grammaire auvergnate, 1907, Ambert (Impr. Migeon), die Grundlage für auvergnatische Sprachstudien bilden können. Seinen beiden Gedichtsammlungen hat er kurze Bemerkungen über die Aussprache der heimatlichen Mundart vorausgesandt, für die er selbst erst die Orthographie geschaffen hat; freilich ist diese in den Èrs de lous Suts noch schwankend und erst in den Èrs de d'uen Païsan streng durchgeführt. So erklärt sich die gelegentliche Un-

sicherheit der Rechtschreibung in der folgenden Arbeit; denn ich habe mich nicht für berechtigt gehalten, eigenmächtig zu bessern.

Indessen nicht dem Philologen, sondern dem Dichter Michalias gilt unser Besuch; und der Dichter Michalias führt uns aus seinem Bergstädtchen Ambert hinaus in die umgebende Landschaft, in das Liéuradouès, auf daß wir zunächst das auvergnatische Volk da draußen kennen lernen. Wir sehen in dem Gedichte l'Arpado, das Eggen, den Landmann singend hinter seinen Rindern einherziehen; wir sehen ihn mittags am Waldesrande rasten, während aus der Ferne die Kirchenglocke klingt. Wir sehen in dem Sonett Missou, Ernte, die Schnitter das Korn schneiden und hören in dem Gedichte Cops d'Eicoussour, das Klipp-Klapp der Dreschflegelschläge auf der herbstlichen Tenne.

Dann steigen wir mit dem Dichter hinauf auf die blumigen Wiesen, wo die Herden leben. Der Hirt, der König der Berge, tut es auf der Schalmei der Nachtigall gleich; er lebt von geronnener Milch, Brot und frischem Wasser; der Abendstern ist seine Uhr, das Lämmchen weckt ihn des Morgens. (Chansou dau Pastour, Hirtenlied). Die Schäferin ruht im Schatten der Weißdornhecke, indes der treue Hund die Lämmer, Fedas, zusammenhält; und in Van claure*[1], Nach Haus, begleiten wir die Herden, die satten, müden Herden, ins Tal. Sie streifen an den Brombeersträuchern dahin, an denen die Schafe Fetzen ihrer Wolle hängen lassen.

Im Städtchen entwickelt sich vor unserem Auge ein buntbewegtes, lebendes Bild. Wir sehen die junge Mutter, die ihr Kindchen zu Ruhe wiegt; sie rührt die Wiege leise mit dem Fuße, bis der Kleine schläft, und singt la Crossairo, das Wiegenlied. Wir sehen die lustigen Spiele der Knaben — Michalias läßt sie uns miterleben in Moun jouine Tèms, meine Jugendzeit, — Spiele, über denen die frohe Schar das Abendbrot vergißt, so daß die Mutter sie zur Strafe hungrig ins Bett schickt. Die schöne Zeit der jungen Liebe spiegelt sich in E viro, Fus de ma Coulegno, Tanze, Spindel meines Rockens!, wogegen der Auszug des Rekruten, Partido dau Counscri*,

---

[1]) Die mit einem Sternchen ausgezeichneten Gedichte finden sich im 2. Teile in Übersetzung.

den Abschied vom Liebchen in fast deutscher Weise schildert. Retrais de joueino Païsando, Bild einer jungen Bäuerin, hebt mit gewandter Zeichnung die edlen, urwüchsigen Formen des Landmädchens im Gegensatz zum Stadtkinde hervor. Den jugendlichen Heißsporn und Weltenstürmer lernen wir in El Païs!*, Landflucht, kennen; auch Piarot revengu de la vialo*, Peters Heimkehr aus der Stadt, liegt ein ähnlicher Vorwurf zugrunde. In beiden Gedichten wird der Jüngling der Heimat wiedergewonnen, der berg- und waldumgebenen Heimat. Und da baut er sich den eigenen Herd und sitzt unter dem eigenen Dache im Kreise seiner Kinder, und die Mutter teilt die Suppe aus, und die Kinder löffeln um die Wette; all das sind Bilder trauten Familienlebens aus Sèut le Palhis, Unter dem Strohdach. Unter dem Herde sitzt lou Grelet, das Heimchen in winterlicher Zeit; und das gibt ein hübsches Konzert, wenn die Grille geigt und der Kochtopf wallt und die Spindel tanzt und die Katze schnurrt. Unter dem Dache nisten in der warmen Jahreszeit die Schwalben, Iroundas; sie kommen aus Afrika und Spanien, wenn die Weidenkätzchen erblühen, gern gesehene Gäste; sie behüten das Haus vor Blitz- und Feuersgefahr. Und bald beginnt das Bauen des Nestchens, wenn der April die Wiesen mit Blumen besäet; und bald zwitschern die jungen Vögelchen, und bald geht die lustige Jagd durch die Lüfte. Aber in Prejeiras dau Païsan, Gebete des Landmannes, wächst der häusliche Wohlstand, und der Landmann streicht zufrieden durch die stille, dunkle Landschaft, die einem Gotteshause gleicht; jener hohe Berg ist der Priester, der Nebel das Messgewand, das Käuzchen singt den Wechselgesang, die Erlen ziehen als stumme Prozession durchs Tal, die Wasser des Baches murmeln Gebete; und zum Gebete sinkt der Bauer aufs Knie, während vom Dorfe herüber der Engelsgruß klingt; freilich ein Gebet besonderer Art ist's, ungekünstelt, natürlich, so wie wir es aus des Bauern Herzen erwarten: ein Gebet für die reiche Ernte auf dem Kornfeld und im Weinberg, eine Bitte um Fruchtbarkeit bei den Haustieren und in der eigenen Familie; denn all dies ist der Stolz des Bauern.

Der boshafte Pächter und der geizige Herr (Grangei malent e Mèitre avàri), das Holz des Pfarrers (lou Fagos do

Curot) und späte Liebe (Amour tardiéu) sind Dorfidyllen, Proben von Michalias' Ironie. In der ersten wird der Herr von seinem Geize kuriert, die zweite läuft ähnlich aus wie unser deutsches: „Ja, Bur, dat's ok mine Kauh!"; in der dritten erhält ein alter, reicher Hagestolz von seiner jungen Nachbarin eine Absage. Lou Brandous, der Scheiterhaufen, zeigt die Dorfbewohner beim Feste: Es ist der erste Sonntag in den Fasten; Holzstöße werden errichtet und von einer jungen Frau angezündet, und das junge Volk springt jauchzend durch die Flammen. Ein Alter sitzt kopfschüttelnd dabei und denkt der eigenen Jugendzeit. Die Gestalt des Alten hat Michalias öfters und gern gezeichnet; sie findet sich ähnlich in dem oben erwähnten Gedicht El Païs!, auch in Vé Païsan*, der alte Bauer, hier mit einem leisen humoristischen Anflug; sie findet sich schließlich wieder in der Gestalt des greisen Bettlers in dem schönen Fragment La Fi do Mandiand*, das Ende des Bettlers. In dieselbe Familie wie dieses Gedicht versetzt uns die Idylle Van gèire, Zu Bett!; freilich spielt sie drei Jahre später, und die Familie ist zusammengeschrumpft, nur Vater und Mutter sind noch übrig. Die beiden Alten, Nanon und Juan, haben ihr Tagewerk vollbracht; nun löschen sie die Lampe aus und gehen zu Ruh. Ein eigentümlich friedlicher Zug liegt über dem einfachen Gedichte, eine gewisse Abklärung, ähnlich wie in La Mouort do Païsan, der Tod des Landmannes.

Von einer für unser Gefühl wohl beinahe verletzenden Realistik ist das Gedicht Sebèuturas, das Leichenbegängnis; denn mit beißendem Sarkasmus geißelt Michalias hierin die Heuchelei der Leidtragenden, die bald in lauten Reden des alten Bartau Tod beklagen, bald leise vor sich hin Worte des Wohlbehagens murmeln, daß er endlich hinüber ist; so folgen wir dem Zuge bis zum Friedhof und hören schließlich Scholle auf Scholle fallen; der Hügel wölbt sich über dem Grabe, der Leichenstein mit dem Namen, Geburts- und Todestag wird errichtet, und wäre der Bartau schlimmer gewesen als Mandrin[1], tut

[1]) Mandrin war ein berüchtigter Räuber, der im Dauphiné sein Unwesen trieb. Im Jahre 1715 geboren, wurde er im Jahre 1755 zu Valence gerädert. Vergl. Mistral, Calendau. Gesang II und IX; Anm. 132 meiner deutschen Ausgabe, Halle, Niemeyer 1909.

nichts: nun nennt man ihn einen Biedermann. Bei all seiner krassen Realistik, die besonders noch im Ausdruck hervortritt, ist das Gedicht ein Spiegel des Volkslebens, des rauhen, derben, wie es die Auvergne kennt. Rauh und derb ist auch Dis de Païsans, Bauerngespräch, das in dramatischer Form den Mißmut zweier Landleute über die langandauernde Trockenheit zur Schau bringt. Schon die Begrüßung ist drastisch genug: „Du bist ja heute morgen so früh munter!“ — „Ja, gewiß! Die Flöhe bissen mich, nnd ich konnte nicht wieder einschlafen. Da ist mir aber meine Frau gekommen: „Du, nun hör auf, dich umherzuwerfen, und laß die armen Leute schlafen!“ Und da bin ich eben aufgestanden“ . . .

Auch Margoutou ist ein solches Volksstück, dramatisierter Zank zwischen Bauern und Bäuerinnen, bei dem auch der Pfarrer nicht fehlt. Die Szene findet ihren Abschluß vor dem Friedensrichter und zwar damit, daß die Titelheldin, die während des Verhörs gegen den gestrengen Herrn handgreiflich wird, drei Tage Gefängnis zudiktiert erhält. Pfarrer und Friedensrichter reden selbstverständlich französisch, die Dörfler auvergnatisch; der Schutzmann, der sich als Beamter fühlt, versucht seinen Herrn sprachlich zu kopieren, woraus ein possierliches Kauderwelsch entsteht. Ähnliches findet sich in der Redeweise Peters in Piarot revengu de la vialo (vergl. S. 10).

Soweit die Skizzen aus dem auvergnatischen Volksleben; wenden wir uns nun der auvergnatischen Landschaft zu, in der nicht selten der Realist Michalias zum Romantiker wird. In Pè Païs*, Durchs Gefilde, führt er uns selbst vom Herd, aus dem Haus, in den Garten, auf Wiesen, Berge, ins Himmelsblau. Eine Reihe von Bildern schweben an uns vorüber: Wir sehen den Landmann bei der Arbeit, wir sehen Libellen am Bach und Bienen auf blühenden Blumen; wir blicken in die dunklen Täler des Forezgebirges und lassen uns von der Mondnacht im Walde berauschen, um am anderen Tage im erwachenden Morgen die Schöpfermacht des himmlischen Herrn zu preisen. Mit rührender Liebe und flammender Begeisterung redet Michalias von der Schönheit der Heimat, die er so oft als Wanderer durchzogen hat. Mag sie sich ihm im Schmucke des Frühlings bieten, wie er sie in den stimmungsreichen Bilderreihen

des Gedichtes lou Prientèms zeichnet, oder im Sonnenglast des heißen Augustnachmittags, der die Szenerie zu der Träumerei L'Eitieu, Der Sommer, abgibt, oder im trüben Gewande des Herbstes, wenn die Felhas toumbadas, die fallenden Blätter, zur Erde sinken, oder in der Stimmung des Gedichtes L'Eivar, Der Winter, immer weiß er, der Landschaft den poetischen Reiz abzugewinnen; freilich stehen die soeben aufgeführten Gedichte, die sich zu Anfang der „Berglieder“ finden, bei aller Schönheit in den Einzelheiten noch nicht auf der Höhe der späteren; es fehlt ihnen an Ruhe und Ordnung der Gedanken. Wohl fühlt Michalias, was er sagen will; aber die rechte Weise des Ausdrucks, die Klarheit der Durchführung ist noch nicht vorhanden. Denselben Mangel empfinden wir noch in den Gedichten De Sero, Am Abend, und De long do Rieu*, Am Bachesrand, das ich als Probe aus der ersten poetischen Zeit des Dichters in Übersetzung beigefügt habe. Auch Voues de las Fouonts, Stimmen der Quellen, und Lous Bruts do Bèu, Die Geräusche des Waldes, leiden noch an einer gewissen Verworrenheit der Gedanken, die Michalias wohl selbst empfindet, wenn er mir gegenüber eine Anzahl seiner Berglieder als Anfängerstudien bezeichnet hat. Bèu Toumbò ist eine Klage um den gestürzten Hochwald; hier nähern sich Schilderung und Aufbau bereits der Höhe der späteren Gedichte, und die Weitschweifigkeit schwindet. Èr de Lèuveto*, Lerchensang, endlich ist eine glanzvolle Schilderung der Sommermorgenstimmung, die mit all den Schönheiten der reiferen Dichtungen Michalias' ausgestattet ist. Mit besonderer Kraft aber hat Michalias den auvergnatischen Winter und das Hinsterben der Natur gezeichnet. In Darreiria, Spätherbst, führt er uns durch die Farbenpracht des Waldes; die Eicheln weht der Wind von den Bäumen, die Bucheckern fallen, und die Hagebutten werden rot; die Schwalben sind fortgezogen, nur die schwarzen Raben kreischen am Himmel, traurige Geschöpfe . . . Diese Geschöpfe finden wir als Staffage auf dem Winterbilde, Retrais d'Eivar wieder, wo sie sich wie schwarze Punkte auf dem Hermelin der Schneegefilde niederlassen. Das Meisterstück L'Eiciro*, Eiswind, habe ich als Probe dieser düsteren Winterbilder in Übersetzung beigegeben.

Trotz der rauhen Natur der Heimat oder vielleicht gerade wegen ihrer Rauhheit hält es den Dichter mit eisernen Fesseln an der Heimat fest. Er bringt dies zunächst zum Ausdruck in dem Gedichte La Chadeno, Die Kette, das eine Bearbeitung eines Sonetts von Vermenouze[1] ist. Wohl ist er hinausgezogen in das Sonnenland des Südens; aber der Vergleich, den er zwischen Auvergne und Provence in Menimi!*, Und doch!, durchführt, fällt ebenso zugunsten seiner Heimat aus, wie in dem inhaltlich verwandten Viro que viraras, el païs tournaras, Wende dich, wohin du willst, du kehrst wieder zur Heimat zurück. Hier stellt er die Kulturgelände der Limagne, die Ölhaine der Provence, die tanzenden Mädchen des weinreichen Burgunderlandes der Auvergne gegenüber und kommt zu dem schönen Ergebnis, daß alle Schätze der Fremde den dunklen Kiefern- und Tannenwäldern, den Buchenhainen, den herdenbevölkerten Weiden gegenüber nicht standhalten können; bleibe im Lande — so klingt das Lied aus — wo die Seele deiner Mutter lebt, wo du die Menschen kennst. Dieselbe zufriedene Heimatpoesie spricht aus dem Gedichte 'N Eirous*, Ein Glücklicher, dieselbe aus Ma Doro*, die den heimatlichen Fluß verherrlicht, dieselbe aus Sero, Nut, Primo*, Abend, Nacht, Morgen, dieselbe endlich aus Ma Patrìo*, Mein Vaterland. Mit diesem Heimatkult hängt Michalias' Ahnenverehrung zusammen, die außer in dem letztgenannten Gedichte auch in Lou Chaine, Der Eichbaum, in Moun Reloge, Meine Uhr, weiterhin in einem En Varmenouzo, An Vermenouze[1], betitelten Gedichte hervortritt. Das erste der drei wendet sich an eine alte, vom Ahnherrn gepflanzte Eiche, die der Blitz zerschmettert hat, und die den Dichter an sein eigenes Alter gemahnt; aus vier Brettern von ihrem Holze wünscht er sich sein „kleines Haus ohne Schlüssel", wenn er die letzten Erscheinungen in seinem Auge beschlossen hat. Moun Reloge gilt der alten Familienuhr, die auf die Taufe des Vaters des Urahnen herabgeschaut hat; En Varmenouzo ist ein Erinnerungsblatt vergangener Zeiten, als Großmutter noch spann, Großvater, Vater und Mutter sich noch abends beim Lampenscheine

[1]) Vergl. Anm. S. 17.

von alten Geschichten erzählten, von Geistern und Gespenstern. All diese Gestalten, die längst von hinnen gegangen sind, erscheinen dem Dichter wieder wie lebend, als er die „Heideblumen“ und „Mein Auvergnerland“ seines Freundes Vermenouze in stiller Dämmerstunde liest. Vercingetoris* endlich ist ein stolzer Dithyrambus auf den stolzen Freiheitskämpfer der Römerzeit.

Nur selten haben Michalias' Dichtungen einen rein persönlichen Charakter, nur selten tritt sein eigenes Leben in den Vordergrund, nur etwa in dem Jugenderinnerungen wiedergebenden, reizenden Gedichte Sèut lou Bèzis*, Unter den Birken, und Lou Chetit Bèse, Die kleine Buche, welch letzteres von Mistral ins Provenzalische übertragen worden ist, ein Denkmal der Schwester, die als fünfzehnjähriges Kind starb. Die kleine Buche erinnert mit ihrem weißen Stamm und ihrem goldenen Laub an das blonde Haar und das weiße Kleid der Entschwundenen. Eimayo, Melancholie, ist ein Verzweiflungsschrei über die vergangene Jugend und steht in eigentümlichem Gegensatz zu der abgeklärten Ruhe, die sonst über Michalias' Gedichten liegt und auch in Adeissias! *, Lebtwohl! zu Tage tritt.

Eine besondere Eigentümlichkeit der auvergnatischen Landschaft sind die Dolmen. Sie sind für Michalias bald in historischem Sinne Denkmäler der sagenumwobenen Druidenzeit, bald im Sinne der Volkssage Denkmäler der altgallischen Geschichte, denn der Geist des Vercingetorix klagt in den alten Steinbauten, die den Gegenstand der beiden Gedichte Lou Doumèn und Di de Peiro Coubarto*, Sage vom gedeckten Stein, bilden. Das letztere klingt in eine Marienlegende der an Sagen und Märchen so reichen Auvergne aus. In den Counte de la Grando*, den Märchen der Großmutter, hören wir von den Galipotas und Baragaugnas, vor denen die kleinen Kinder Angst haben, und hören von der schönen, großen Fee mit dem gewaltigen Spinnrocken, der bis an die Sonne reicht. In der Mitternachtsmesse, Es la Messo de Ménut, bereiten die Engel die Milchsuppe für das Jesuskind, hoch oben am Himmelszelt, während unten auf der Erde die Christenmenschen durch den tiefen Schnee zur Kirche wallen. In Eitialas, Sterne, zieht eine ganze Bilderreihe von diesen volks-

tümlichen Naturauffassungen an uns vorüber; die Sterne sind hier bald ein Schwarm von Schmetterlingen eines ewigen Frühlings, bald die Laternen der Kobolde, die auf der Jagd nach entflohenen Seelen sind, bald die Funken einer gewaltigen Schmiede, in der der Schmied die Mondsichel hämmert, und bald eine Myriade von kleinen Augen, die vom Himmel herab auf die Geschicke der Menschen sehen. Weit düsterer als diese kindlich heitere Naturauffassung ist die Totenmesse, 'No Messo de lous Mouorts; da stehen die Verstorbenen auf, die weißen Stämme der Birken sind die Weihkerzen, ihr goldgelbes Laub der flammende Schein, der Tau ist das Weihwasser, die Pappel der Helfer, der Wind heult den Antwortgesang, und Grillensang ersetzt das Glöckchen des Meßners.

So spiegelt sich die ganze volkstümliche und urwüchsige Auvergne in Michalias' Liedern wieder. Alles, was auvergnatisch ist, reizt ihn, fesselt ihn; denn es ist Heimat. Ihre Schönheiten, ihre Zauber preist er immer neu seinen Landsleuten. Zwei große Männer sind ihm darin Vorbilder, Lehrmeister gewesen, Frederi Mistral[1] und Jean-Arsène Vermenouze[2]. Ihnen sind darum auch in erster Linie die Èrs de lous Suts und die Èrs de d'uen Païsan gewidmet. Diese Widmung bringt der Dichter in der letzteren Sammlung in einem dem Buche vorangestellten Geleite, Virado, zum Ausdruck, in der ersteren in dem Gedichte Salud de Chalando*, Weihnachtsgruß, und Eufrido en Varmenouzo, Widmung an Vermenouze. Weiter aber sind insonderheit die Èrs de d'uen Païsan allen Angehörigen des Feliberbundes[3] zugeeignet; denn alle beseelt die gleiche Liebe zur Heimat. Ein großer Teil der Lieder ist wiederum einzelnen Felibern gewidmet; wir begegnen dabei Namen wie Jùli Rounjat, dem verdienstvollen früheren Kanzler des Feliberbundes, der zu Vienne an der Rhone sein glückliches Poeten- und Gelehrtenheim hart an dem großen Strome aufgeschlagen hat, Namen wie Pierre Devoluy, der als Capoulié, Großmeister des Bundes, die Geschicke des Felibrige in den Jahren 1901—1909 geleitet hat, Namen wie Miquèu Camélat, dem Verfasser von „Bellino“, der zu Arrens in den Hochpyrenäen wohnt, Namen wie Henri Pourrat, dem Autor

[1]) Vergl. Anm. 1 S. 7. [2]) Vergl. Anm. 3 S. 7. [3]) Vergl. Anm. 2 S. 7.

des obenangeführten Aufsatzes, und anderen mehr. Die Beziehungen zum Feliberbunde treten denn auch öfter in Michalias' Dichtungen zu Tage, so in dem oben erwähnten La Fi do Mandiand*, das Ende des Bettlers, so in Fount-Segugno[1], so in Primo en la Crovo d'Arrens, Ein Morgen im Tale von Arrens, ein Gedicht, das im Juni 1905 in den Pyrenäen entstanden ist. Hier zieht er eine geistvolle Parallele zwischen den Schneebergen jener Hochgebirgswelt, aus denen die Gave d'Arrens entquillt, und dem Dichter der Provence, Frederi Mistral, aus dessen Haupte Mirèio[2] entsprungen ist. An anderer Stelle, in dem Gedichte L'Ouvergno en la Prouvanço, Die Auvergne an die Provence, ist ihm Mistral der Vercingetorix, der die Heimat von fremder Tyrannei befreit; der befreiten Provence soll die Auvergne die Hand reichen zum Schwesterbunde.

Noch ein kurzes Wort über die Form der Dichtungen Michalias'. Während in den Bergliedern kürzere Verse bevorzugt werden, nimmt in der zweiten Sammlung der Alexandriner eine hervorragende Stellung ein. Es scheint, daß dieser feierliche Vers gut zu den ernsten, oft hart klingenden Worten der auvergnatischen Sprache passe. Strophenbau und Reimordnung sind oft sehr mannigfaltig. Die nachfolgenden Übersetzungen sind auch hierin ein getreues Abbild des Originals; nur die Verdeutschung von „Peters Heimkehr aus der Stadt" weicht an zwei Stellen etwas vom Original ab. Johannes Arnold, der Autor der plattdeutschen Übertragung, hielt diese Änderungen für nötig. Für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der er für mich die plattdeutsche Umdichtung besorgt hat, sage ich ihm hier nochmals meinen besten Dank.

---

[1]) Vergl. Anm. 2 S. 7.

[2]) Mirèio ist die fünfzehnjährige Tochter des reichen Pächters Ramoun; Vincèn, der Sohn eines armen Korbflechters hat ihre Liebe gewonnen. Aber ihr schöner Jugendtraum wird durch den energischen Widerstand von Mirèios Vater zerstört. Da macht sich das unglückliche Mädchen nächtlicher Weile nach der Wallfahrtskirche der heiligen Marien auf, die am Mittelmeer auf der Camargo, der großen Insel des Rhonedeltas liegt. Sie will die Heiligen bitten, ihren Sehnsuchtstraum ihr zu erfüllen; aber vom Sonnenstiche getroffen, schleppt sie sich nur noch eine Sterbende zu der Kirche, wo sich auch Vincèn und ihre Eltern einfinden; und so endet diese sonnigste aller provenzalischen Dichtungen als Tragödie mit dem Tode der Heldin und mit der Verzweiflung Vincèns. Sie ist übersetzt von Aug. Bertuch, Berlin (Hertz) 1893.

# Aus den Bergliedern.

## Am Bachesrand.

(Gekürzt).

Ich ging einst durch das Land
Am frühen Sommertage,
Ich ging am Bachesrand
Und sah im Blütenhage
Von Weiden überdacht
Die leichten Wellen gleiten:
Golden in Sonnenpracht,
Blau, wo sich Schatten breiten.

Sah, wie im weißen Schaum
Die Fischlein lustig gingen,
Hörte die Vöglein singen
Darüber auf dem Baum:
Grasmücke, Buchfink, Meise,
Distelfink, Nachtigall . . .
Wie froh klingt ihre Weise,
Froh ihrer Lieder Schall!

. . . . . . . . . . . . .

Viel Blumen fand ich drauß,
Als fürder ich gegangen;
Ich konnt' ihn kaum umfangen
Den riesengroßen Strauß.
Und wo der Berg, der jache,
Berührt des Himmels Rand,
Der ihn gleich einem Dache
Hoch oben überspannt,
Flammt's plötzlich funkelnd auf:
Die Sonne steigt herauf.

Sie spendet von den Bergen
Leuchtend den gleichen Strahl
Pappeln und Stechpalmzwergen,
Hütte und Herrensaal.
Und rings im weiten Land,
Dem sonnenlichterglühten,
Erscheint der Tau der Blüten
Als Perle, Diamant.

Ich seh' die Sonnenpracht
Vom Berg herniedersteigen,
Sich leise in die Nacht
Schlummernder Blüten neigen.
Und durch die Ellern dringt sie
Zur weiten Ferne hin,
Und ihre Strahlen bringt sie
Der schönen Wäscherin,
Die mit der Wäsche naht.
Die Seife schäumt im Schimmer
Der Wolle, daß ihr nimmer
Weißere Wolle saht.
Und nun mit kräft'gen Schlägen
Bricht sie des Wassers Flut;
Aufstiebt als Silberregen
Der Schaum in Sonnenglut.

Die Pflanzen all zu Hauf
Harren im Feld der Sonne,
Die Blumen tun in Wonne
Die kleinen Augen auf
Und lächeln ohne Sorgen,
So wie das Kindchen lacht,
Wenn es am frühen Morgen
In Mutters Arm erwacht.

Und Sonnenlicht bald golden,
Bald silbern webt geschwind
Zum Teppich all die Dolden
Der Wiese, und der Wind
Wiegt ihn. Die Biene kommt
In schwarzundgelbem Kleide
Und sucht auf blum'ger Weide
Den Honig, der ihr frommt.

Und gackernd flüchtet wieder
Die Henne aus dem Stall;
Die Lerche schaut hernieder,

Sich spiegelnd im Wasserfall,
Steigt dann zum Sonnenglanz
Und singt den Rosenkranz
Der Liebeslieder all . . .

Und überm Lauschen, Schauen
Schlumm're ich ein am blauen
Berge im Blütenschwall.

---

## Vercingetorix.

An Rozès de Brousso.

Auf steilem Bergespfad, von Klippen rings umschlossen,
Durch Rauch und Flammenmeer, drin sich der Weg verlor,
Führt Vercingetorix hinab auf stolzen Rossen
Seiner Arverner Heer, und heulend brüllt der Chor:

„Tod, Cäsar, dir! Hinaus der Fremden Troß!" So gellt
Es donnernd von den Höh'n, von den verbrannten Klippen;
Und mit zerzaustem Haar, mit wutverzerrten Lippen
Stürmen sie los, ein Strom, vom Winterschnee geschwellt.

Gierigen Wölfen gleich auf mondbeglänzter Weide,
Mit des Vulkanes Wucht,
Mit Sensen tosen sie, mit Sicheln durch die Heide,
Tosen durch wald'ge Schlucht.

Sie spei'n vor Wut, die Faust zum Himmel hoch erhoben,
Und bei Gergovia, Brust gegen Brust, da toben
Sie auf der Römer Schwarm, brechen sich mordend Bahn.
Ihr Völkerscharen, grüßt! Seht, das war unser Ahn!

---

## Weihnachtsgruss an Mistral.

Jetzt, wo der Schnee sein Tuch um uns're Höhen webt,
Berglieder, macht euch auf, enteilt auf leichten Schwingen,
Prouvènços Blütenreich Eisblumen darzubringen
Als Weihnachtsgruß für ihn, der zu Maiano[1] lebt!

[1]) Vergl. Anm. 1 S. 7.

Und sprecht: Der Kiefernwald, der unsre Höh'n umschwebt,
Läßt seine Huldigung dem Zürgelbaum erklingen;
So soll zum Sonnenlicht des Craugeländes[1] dringen
Ein Gruß des Landes, das vor Kälte zittert, bebt."

Und weiter sprecht zu ihm: „Der Norden hat's gewollt,
Er sendet, Mistral, dir Myrrhen, Weihrauch und Gold;
Den Sternen folgen wir, wir Zauberer beim Wandern:

Mirèio und Vincèn[2], Nerto und Calendau,
Goldinseln, Rhonelied[3] zogen auf lichter Au
Uns ins Zikadenland voraus samt vielen andern
Sternen; die funkelten durchs tiefe Himmelsblau".

---

## Das Ende des Bettlers.[4]

(Fragment und gekürzt).

An Mistral.

Wer steigt so spät annoch vom Berg ins Tal hernieder
Mit grobem Sack, den Hut tief ins Gesicht gesetzt?
Sein lumpig Bettlerkleid schloddert ihm um die Glieder,
Und an den Zehen sind die Schuhe halb zerfetzt.

Gerastet hat er nicht, seit er in früher Stund'
Davonging; Sonnenglut und Staub der Straße machten
Den armen Wandrer fast vor Qual und Durst verschmachten;
Kein Tropfen Feuchtigkeit netzt seinen trocknen Mund.

Der Engelsgruß erklingt mild segnend aus der Ferne,
Und auf die Kniee sinkt betend der alte Mann;
Und rings am Himmelszelt erwachen nun die Sterne;
Der Alte schaut, wo er die Nacht verbringen kann.

Er klopft ans erste Haus, das er gefunden hat;
— Wer ist's? — Ein Bettler ist's! O, wollt mir Obdach geben!
Mich hungert, ich bin matt, zu Ende geht mein Leben,
Ein wenig Suppe gebt und Streu als Lagerstatt!

Komm, Alter, komm, tritt ein! Ich öffne dir die Pforte.
Tu Sack und Mantel ab! Das lindert deine Not.
Nun recke, strecke dich, und nun, mach keine Worte,
Iß diesen Tellervoll und teil' mit uns das Brot!

---

[1]) Die Crau dehnt sich zwischen Arles und Marseille aus.
[2]) Vergl. Anm. 2 S. 17. [3]) Calendau, Nerto, Goldinseln und Rhonelied sind Dichtungen Mistrals. [4]) Vergl. dazu Anm. 2 S. 17.

Wenn du gesättigt bist, sagst du von deinem Leben,
Was du uns sagen willst, auch nichts, wenn's dir beliebt!
Sieh, wir gehören nicht zu denen, die nur geben,
Wenn drauf der andere dafür Bezahlung gibt.

* * *

Nicht also! Denn ihr scheint mir bied're, brave Leute:
Ihr rieft mich in das Haus, ihr nahmt mich gastlich auf;
In meinem Leben gibt es nichts, was ich mich scheute
Zu sagen: ihr erfahrt den ganzen Lebenslauf.

Es ist das alte Lied von zweien, die sich lieben:
Und alle weinten drob, 's ist nun schon lange her,
Als einst Pirovenzerlands Homer ihr Leid beschrieben.
Wie er, o glaubt es mir, singt wohl kein andrer mehr.

* * *

Ich bin so lange nun von Ort zu Ort gehastet:
Wann ich geboren ward, schwand die Erinn'rung mir;
Doch war's im fernen Land, viel Meilen weit von hier;
Im fernen Sonnenland, wo nie der Nebel rastet.

Ich hab' so viel geweint, ich sehe fast nichts mehr.
Wohl über achtzig Jahr zerfurchten Stirn und Wangen,
Machten die Beine matt, die einst so flott gegangen;
Und selbst auf meinen Stab gestützt, geh' ich verquer.

* * *

Und schwankend glich sein Haupt dem alten Weidenbaume.
Und eine Träne, schien's, entquoll dem Auge schnell
Und rann in seinen Bart, der war wie Silber hell . . .
Und wiederum begann der Alte wie im Traume:

Im Land von Arle am Rhonestrande
Ein Hüttchen stand auf steilem Bord
Im Weidenbusch am Ufersrande;
Grasmücken, scheint es, nisten dort . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . .

* * *

O Gott, war's recht, ich frage dich,
Beide einander nicht zu geben? . . .
Sie starb darum, sie starb . . . und ich,
Öllose Lampe blieb am Leben,

Zu bersten so als räud'ger Hund! . . .
Aufstanden alle da zur Stund',
Und zu dem Manne fragend kamen

Alle heran: „Wer bist du? Sprich! . . .
Mirèio hieß man sie mit Namen . . .
Und du? — Und ich? — Vincèn bin ich!
(er stirbt).

---

## Fount-Segugno.[1]

An Mistral.

O Fount-Segugno, als ich einst auf schnellen Schritten
Zu deinem Lande kam, das stets der Lenz beglückt,
Sprach ich bei mir: Bist du ins Paradies entrückt,
Oder von Träumen sanft umglitten?

Ich sah den Sonnenschein mit Gold auf deinen Höh'n
Den Rosmarin besä'n und auf den weißen Wegen,
Ich sah die Kirschen auch die roten Zweige regen
Und Frauen, ach! entzückend schön.

Trank deine klare Luft, viel klarer als die Wellen
Von unsrer Bäche Flut, versteckt im Buchengrün,
Die unterm Blumenflor unser Verlangen schwellen,
Wenn heiß die Sonnenstrahlen glüh'n.

Und Freunde fand ich dort wie sonsten kaum auf Erden,
Fand von Felibern dort gar manch ein traut Gesicht;
Sie sprachen: Auvergnat! Komm, laß uns Brüder werden!
Da ward der Himmel doppelt licht.

Ich sah zwei Große auch zu Santo-Estellos[2] Ruhme,
Dich Varmenouzo[3], dich, o-edler Camela[4];
Wer wird „Bellino“ je, und wer die „Heideblume“
Vergessen, der sie jemals sah?

Dich sah ich auch, der du Mirèio hast gesungen!
Ich sprach zu dir, ich hab' dich an das Herz gedrückt!
O weckt mich nicht! Der Traum ist gar so schnell verklungen . .
Und Traum ist's, was mein Herz beglückt!

---

[1]) Vergl. S. 7 Anm. 2. [2]) Vergl. S. 7 Anm. 2. [3]) Vergl. S. 7 Anm. 3. [4]) Vergl. S. 16 (unten).

Nun, Fount-Segugno, nun lebwohl! . . . Lichtstrahlen wecken
Der Bäume Blätternacht rings um das Schloß im Tal.
Ich wende mich nach Haus und nehm' als Wanderstecken
Von jener Sonne einen Strahl.

---

## Peters Heimkehr aus der Stadt.

(Ober-Oderbruch-Platt).

Hem ut de grote Stadt,
Wo er vorlängsten had
Sich Diensten anjenoamen,
Woar Peter anjekoamen,
Un er woar mächtich fin!
Ne Hoase, fin jebiejelt,
Det Hoar bisiet' jeschniejelt, —
Lott dat dem Peter sinn!

Den nächsten Morjen nu
Hert Peter von sin'n Olln,
Dat se in't Hei rin wolln,
Un Peter, der sall mit.
„Jung, fott de Harke an,
„Mock an de Ses' de ran,
„Den Knubbel Brot pack in —
„Denn in de Wiese rin,
„So lang der Dau no steht.
„Du kannst me gaut bistehen,
„De Wiese aff tau mähen,
„Wildat de Sunn upjeht".

Nu Peter mit de „Büldung":
„Ich kann dir nich verstehn
„Bei deine groppe Rede!
„Uff't Feld soll ich mitjehn,
„Mit eine Ses' dazu
„Un denn noch das „Dingsda",
„Wie spricht man doch dazu?"

Un tritt uff't Harkenende;
Det schlät em an'n Kopp —
Na t' wär n'es Esels Ende,
Hedd er nich Peters Kopp! —

Un Peter — kennt ehr wedder
Un weeß ok, wat se is,
Un brillt: „Zum Dunderwetter,
„De Hark besäten is,
„Det is je ganz verdammt!“

Nu weeß er't werklich gaut,
Wie't „Dingsda“ was benamt,
As't em an'n Döskopp haut. —

Jung, ollt, zu allen Tieden:
Dat Du een Nurrjahn bis,
Lott Di mit Ernst bedieden,
Wenn Du die'n Muttersproak verjißt!

Johannes Arnold.

---

## Abend, Nacht, Morgen.

An Miquèu de Camélat.

Der Doro[1] zarter Hauch entsteigt des Tales Grunde
Und legt sich auf die Flur in Schleiern, weiß und mild;
Die Ähren neigen sich im schlummernden Gefild,
Als gelt' ihr stummer Gruß der stillen Dämmerstunde.

Bald ist der Glockenturm, der uns mit frommem Klang
Zum Christenglauben ruft, ein Denkmal ferner Tage,
Auch eingehüllt in schwarz; und horch, so matt und bang
Weht durch das dunkle Land der Abendwinde Klage.

---

Und sieh, am Himmelszelt beginnt umstäubt von Gold
Die Mondessichel jetzt langsam die stille Reise,
Wie wenn ein Engel bei der Salamander Weise
Ein Garbenbündel wohl von Sonnen pflücken wollt'.

Die Unken fangen an mit ihrem nächt'gen Reigen,
Denn drauß die Grillen sind wohl alle nun zu Ruh;
Die Wasser auf dem See liegen in dunklem Schweigen,
Die Vöglein all im Nest machen die Augen zu.

---

[1]) Doro, der an Ambert vorbeiströmende Fluß.

Doch sieh, allmählich ist das Frührot aufgegangen,
Und jetzt zerreißt's am Berg das Dämmertuch der Nacht;
Vöglein regt sich im Busch noch halb vom Schlaf umfangen,
Und aus dem Stocke flieht die Biene jung erwacht.

Und nun beginnt der Tag! Und noch am frühen Morgen
Erwacht die Mutter schon, steht auf nach sanfter Ruh,
Sie eilt zur Wiege hin, darin ihr Kind geborgen,
Sie hebt den Vorhang sacht und lacht dem Knaben zu.

# Aus den Liedern eines Landmannes.

## Meine Doro.

An Mistral.

Ein Silberband in Blütenwogen,
Zieht meine Doro[1] frisch dahin.
Hab' gern mit ihr Gespräch gepflogen,
Sie tröstet mich, ist trüb' mein Sinn.

„Woher, sag' ich, aus welchem hehren
Ursprung entquillst du, Liebste mein?"
— „Von oben aus den Heidelbeeren
Bei einem Baum im Buchenhain.

Tautropfen werd' ich wohl entstammen,
Die sich zum feinen Faden reih'n,
Doch nur die Hand der schönen Fei'n
Spinnt diesen Faden wohl zusammen.

In ihren Fingern, zart und mild,
Wächst schnell der Faden an zum Bande,
Wird breiter stets, wird zum Gewande,
Das dehnt sich aus in dem Gefild".

— „Was treibst du denn für holde Sachen
Tagsüber, Liebchen, so allein?"
— „Ich sehe die Narzissen lachen,
Die blicken mir ins Herz hinein.

Ich seh', wie längs des Ufers schreitet
Manch Kind mit frischem Angesicht . . ."
— „Und manchen wohl, der es begleitet?"
— „Frag' du nur selbst! . . . Ich weiß es nicht.

[1]) Vergl. S. 25 Anm.

Zwar schien es mir, als ob bisweilen
Zwei Lippen Kuß um Kuß getauscht . . .
Vielleicht war's im Vorübereilen
Der Wind, der durch die Ellern rauscht."

— „Doro, es reizt mich, Lichte, Hehre,
Aus dir zu trinken . . . Gilt der Brauch?"
— „Nur zu! 's gibt keinen, der's dir wehre . . .
Biene und Vöglein tränk' ich auch."

„Doro, mich reizt dein Glanz und Schimmer;
Ich muß dich küssen . . . Gilt der Brauch?"
— „Nur zu! So garstig bin ich nimmer . . .
Sieh doch, die Sonne küßt mich auch!

Der jungen Weiden Blätterzungen
Nahen sich mir zum schnellen Kuß;
Die alten Stämme, hart, gedrungen,
Beugen sich nieder mir zum Gruß." —

Und weiter eilt sie durch die Matten
Nach Oulerdis[1] hinab das Tal:
Lebwohl! noch sagt sie . . . scheint's, wir hatten
Genug geplaudert dieses Mal.

---

## Vaterland.

An Vermenouze.

Jetzt, wo Verirrung sich und Wahnsinn drauß sich regen,
Gut scheint es, Heimat, mir, dir meine Lieb' zu weih'n.
Ja, fern von dir fand ich nur Trübsal allerwegen;
Bei dir darf ich beglückt wie bei der Mutter sein.

Warum? — Warum ersehnt der dürre Garten Regen,
Und warum liebt sein Nest Vöglein im flaum'gen Kleid? . . .

. . . Jüngling, du lächelst drob und glaubst, du bist gescheit:
Viel schöner scheint sie dir, für die dein Herz entbrannte.
Mein Wort, so dünkt es dich, sei eitel Narretei. —
Laß nur der Jahre Reih'n in kurzem Spiel vorbei,
Wirst seh'n . . . das Beste bleibt die Lieb' zum Vaterlande!

---

[1]) Oulerdis, frz. Olliergues, kleine romantisch gelegene Stadt, talab von Ambert.

Als Kind, da liebt ich es, Mutter ans Herz zu drücken,
Umfing als kecker Bursch mein Liebchen, frisch und jung;
Doch jetzt kann mich hinfort nur eine Lieb' beglücken,
Und alles andre ist für mich Erinnerung.

Wie sind bejammernswert, die solche Reden führen:
„Ach was da, Vaterland! Was kümmert uns der Ort?
Der Mensch lebt sowieso und lebt so hier wie dort;
Heimat und Herd, das sind Dinge, die wir nicht spüren.“

Ja, wenn ihr wollt! „Doch ich hab' meinem Vaterland —
Das ändert niemand, nichts! — in Lieb' mich zugewandt;
Ich bin dir stetig treu, du Bergeswelt, du blaue,
Mein Hüttchen, dessen Dach ich voller Glück erschaue
Über der Weiden Grün am stillen Bachesrand.

Euch will ich lieben auch, Tannen der rauhen Erde,
Ihr Quellen, die durchs Land weißdornumwuchert geh'n!
Und wenn zum letzten Schlaf ich einst gebettet werde,
So soll's am Orte, wo die Ahnen ruh'n, gescheh'n!

---

## Durchs Gefilde.

Du trauter stiller Herd, wo meine Ahne spann,
Sind wir um dich geschart, so fliehen Sorg' und Schrecken.
Du trautes, stilles Dach, Gärtchen mit Brombeerhecken,
Auen, darüber hin sich Regenbogen strecken,
Berge und Himmelszelt, ihr zieht den Blick hinan!

Ich trink' die Sonne gern, seh' gern der Sterne Blinken,
Seh' gern zur Sommerszeit auf ausgedörrtem Feld
Die reifen Ähren rings beim Schlag der Sensen sinken,
Wenn von des Schnitters Brust beim Tagewerk, dem flinken,
Wenn er sich niederbeugt, Tropfen auf Tropfen fällt.

Und gerne seh' ich wohl die braune Biene fliegen,
Wenn sie dem Stock entschwebt und trinkt der Blüten Hauch;
Seh' gern, wie leichtbeschwingt zarte Libellen auch
Im Regenbogenglanz dicht überm Bach sich wiegen:
Da trinken sie voll Lust sich satt im Weidenstrauch.

Geh' ich im Abendschein entlang dem kleinen Tale,
Das hier der Bach einst grub, vergess' ich Leid und Müh'n;
Da klingt der Wellen Spiel, die Salbeirispen blüh'n.
Und kommt die Nacht heran, erstirbt mit ihrem Strahle
Die Sonne, und ihr glaubt, sie weine im Verglüh'n. —

Dann grüße ich den Mond, die Sichel lichtumwoben,
Den Widder goldgehörnt, am weiten Himmelshag.
Narzissen haben rings sich sternengleich erhoben,
Und leichte Wölkchen zieh'n gleich wollnen Flocken droben. —
Mir ist's, als fühlt' ich wohl gar sanften Flügelschlag.

Ich seh' im fernen Grund den harz'gen Bergwald sinken.
Ich lieg' auf weichem Moos, mir ist's, — ich merk' es kaum —
Als würd' ich sanft gewiegt, als hätt' ich süßen Traum,
Als säh' ich hoch am First der Tannen weit im Raum,
Gleich Leuchtern riesengroß, ein gold'nes Sternchen blinken.

Ameisen seh' ich stumm längs ihres Pfades hasten
In dunkler Prozession; so schleppt das kleine Heer
Ein Hälmchen Stroh, ein Korn; das eilt die Kreuz und Quer.
Ein Kommen ist's, ein Geh'n, in Reihen sonder Rasten . . .
Ist doch des kleinen Volks mühsel'ge Arbeit schwer!

Wie bin ich hier so fern der Städte Lärm und Schalle!
Bei seiner Mutter blökt das Lämmchen hier im Stalle.
Ein Heimchen, horch! beginnt am Bergeshang ganz sacht;
Jetzt geigen zwei, jetzt drei, und horch! jetzt geigen alle,
Indes bald hie, bald dort, der Unkenruf erwacht.

* * *

Das nächt'ge Nebelmeer zerfließt als wie im Traume:
Ein Berg . . . und noch ein Berg . . . erscheint im fernen Raume;
Und durch die Tannen, die fest in der Heimat steh'n
Geht leicht ein kühler Hauch, der Morgenwinde Weh'n;
Die Nadeln recken sich wie Eisen starr am Baume.

Die Morgenröte thront dort oben mild und hold,
Mit Bändern reichgeschmückt, gleich einer schönen Fraue;
Die Sonne kommt von dort und trocknet rings vom Taue
,Das Zweigwerk und vergißt am Ginsterstrauch ihr Gold.

,Wohl denn, sprach ich bei mir; der alles dies ersann,
Einfältig war er nicht, klug war er traun und weise.
Wer's sei, bete zu ihm! Recht ist's, daß man ihn preise . . .

Jetzo, wo alles schweigt, hört er vielleicht dich an!"

## Lerchensang.

An Jùli Rounjat.

Noch ruht die stille Stadt in Schlummers dunklen Banden;
Nur am Fouris[1], da ist's, als ob der Tag erwacht;
Gleich einem sanften Hauch aus frischgepflügten Landen,
Steigt er, ein Wölkchen, leicht, und vor ihm weicht die Nacht.

Ein Sternlein sanft verlischt im Schwinden nächt'ger Schatten
Mit jenem letzten Glanz sinkender Flammenglut
Der Himmel ist so blau, manch Silberperle ruht
Fern nach Bèuvialo zu auf jungerblühten Matten.

Die Lerche, schaut, entschwebt dem Klee auf grünem Feld;
Gleich einem Federspiel, seht, wie sie aufwärts klettert!
In ferner Höhe, horcht, wie sie ihr Liedchen schmettert;
Sie steigt, steigt und vergeht im blauen Himmelszelt!

Das zwitschert, tremoliert, aus übervoller Kehle . . .
Das zwitschert, tremoliert, hinauf zu Gott gewandt.
Daß nur der Schwingen Kraft, der Winde Weh'n nicht fehle,
So trinkt sie Strahlenglut . . . trili . . . am Sonnenrand.

Und immer weiter klingt's vom Himmelszelt, dem hohen,
Das zwitschert, tremoliert, so hell, so klar, so rein.
Man hört sie noch, dem Blick ist sie indes entflohen . . .
Ich glaub', jetzt muß sie schon im Paradiese sein!

---

## Nach Haus.

's wird Nacht, am Himmelszelt erglühen rings die Sterne;
Der Blick schweift nicht mehr weit hinaus.
Seltener werden auch die Berge in der Ferne . . .
„Mein treuer Hund, nun geht's nach Haus!

Sammle das Herdenvolk und belle, belle munter!
Ich hab' mein Bündel umgeschnallt.
Lauf, lauf und treibe es geschwind ins Tal hinunter,
Wo auf dem Herd der Fleischtopf wallt!"

* * *

Und Hirten nun und Tiere drängen
Sich durch den Hohlweg hin, Maulbeer umschattet ihn;
Die Schafe im Vorüberziehn
Nagen am Brombeerstrauch, Wollflöckchen bleiben hängen.

[1]) Fouris, frz. Forez, das Gebirge nördlich von Ambert.

Der Tritt von tausend Füßchen hebt
Gleich einem Rauch den Staub auf ausgedörrtem Wege,
Den sand'gen Staub; ihr meint, es fege
Der Nebel hin und her, der überm Wasser schwebt.

Schleppfüß'ge Rinder aber schreiten
Gemächlich hinterdrein; der tiefe Sand behält
Die Spur von ihrem Fuß, dem breiten,
Indes aus ihrem Maul der Geifer niederfällt.

Männer, die finster, ernst kein müßig Wörtlein sagen,
Folgen im Holzschuh dann zu Hauf;
Spaten und Sensen, die sie auf den Schultern tragen,
Blitzen bisweilen leuchtend auf.

Schneller sind sie wohl früh gezogen:
Denn braun sind sie gebrannt in heißer Sonnenglut.
Und Schweiß und Straßenstaub bedecken ihre Wangen . . .
Still! Morgen ist das wieder gut.

Und sieh, den Werken all des lieben Gottes spendet
Ruhe die süße, stille Nacht;
Du hast für heut' genug vollbracht . . .
Geh schlafen, Bauersmann, dein' Arbeit ist beendet.

---

## Grossmutters Märchen.

Ich melde euch gar alte Mär,
Bei der es mich als Kind einst grauste,
Als hier die Galipoto[1] hauste,
Die Baragaugno strich umher.

Ein Schrecken waren sie uns allen,
Die Wesen aus dem Geisterreich;
Die hatten an den Klauen Krallen
Und einen Schwanz, dem Teufel gleich.

Zum Kindchen sprach man in der Wiege:
„Die Galipoto kommt, gib acht!“
Auf daß es still im Bettchen liege,
Hübsch zugedeckt, die ganze Nacht.

---

[1]) Vergl. S. 15 unten.

Manchmal, wenn wir ein Mäulchen zogen
Und jammerten, so hieß es schnell:
„Die Baragaugno kommt geflogen“ —
Wir waren ruhig auf der Stell’.

Die große Fee konnt’ ich noch schauen,
Ihr Rocken war ein Fichtenbaum,
Den holte sie bei Nacht und Grauen
Aus unbekanntem Waldesraum.

Ihr Rocken war fast ohne Enden
Und lang der Faden, den sie spann;
Zum Himmel reichte er hinan,
Hinunter bis zu ihren Händen.

Nicht wahr, bis an die Sonne fast?
Gewiß! und dann mit Strahlengolde
Umwand den Rocken schnell die Holde
Als gelbem Flachs aus Sonnenglast.

Wie sah des Teufels Rocken aus?
Großmutter, sag! — Ins Heu gesprungen,
Ihr Jungen!
Vorwärts, ’s ist spät, das Licht geht aus!

---

## Der Eiswind.

Wenn drauß der Sturmwind heult, der fort die Dächer fegend
Und pfeifend durch das Feld gleich einem Kobold stürmt,
Und wenn im Sturm am Berg, auf Pfad und Weg sich legend,
Uns blendend sich der Schnee zu Riesenbergen türmt,
Und wenn zu Spreu zersprengt des Rauhreifs Silberhüllen
In munt’ren Tanzes Spiel in tollen Wirbeln geh’n,
Gleich Schmetterlingen wohl, die sich im Schwarme dreh’n,
Wenn sie zur Sommerszeit blumige Wiesen füllen,
Gib acht! denn dann beginnt der Eiswind seinen Reigen . . .
Das faucht vom Tal zum Berg, vom Berg zum Talesschoß;
Dann ächzt der Baum im Wald und krampft sich mit den Zweigen . . .
Weh, Kinder! Schlecht geht’s uns, der Teufel ist dann los.

Mit Schnäbeln, lang und scharf, der Raben heis're Scharen
Sieht man, mit schwarzem Kleid schauerlich angetan,
Wenn sich der Abend senkt, am Wolkenhimmel nah'n . . .
Gleich Leichengräbern wohl, die heim vom Friedhof fahren.

Nicht mehr zwei Schritte weit siehst du beim Flockentanz;
Der Sturm zerfetzt von Stroh die Dächer auf den Gassen,
Und in den Hohlweg fegt der Schnee in weichen Massen . . .
Die Wasserkugel[1] glüht am Herd und spendet Glanz.

Und hüllt ihr noch so sehr euch ein, — nutzlos Beginnen;
Durch euren Mantel saust der Wind hindurch im Nu,
Die Nase färbt er weiß, den Schleim macht er gerinnen,
Er nimmt den Atem euch, stopft euch die Kehle zu.

's gibt Leute, die ihn auch die Bartignasso rufen,
Und auch Traverso heißt der wilde Sturmgesell:
Vernehm' ich sein Geheul entlang des Berglands Stufen,
Ist's mir, als hörte ich hungriges Wolfsgebell.

Entlang an Pfad und Weg türmen sich auf die jachen
Mauern von Schnee bald hier, bald da, und ringsumher;
Und jetzt wird's still, und jetzt geht's los mit Donnerskrachen,
Wie wenn der Hölle Schar der Fesseln ledig wär'.
Seht, das wirbelt, dreht sich sausend,
Horch, das pfeift, das prustet brausend,
Gleich Dampfroß, mühlengleich, nur wilder, kreuz und quer!

Wehe dem Mann, der sich in Schneewehen verirrte,
Wenn er des Abends spät nach Hause geht, allein!
Richtig scheint ihm der Pfad; doch er, der Eisumschwirrte,
Stürzt lebend in sein Grab, ins Leichentuch hinein,
Ins kalte — kein Gebet für ihn, kein Seelenhirte . . .
Gott mög' ihm gnädig sein!

## Der alte Bauer.

An M. Ch. Ratié.

Jetzt kann der Christoph[2] wohl, der einst so wacker war,
Der Glieder Mattigkeit nur noch mit Not bezwingen;
Dicht am Kamine hockt er fast das ganze Jahr;
Und nur mit müdem Tritt folgt er des Pfades Schlingen,
Wenn er hinaus ins Feld sich schleppt, der Kräfte bar.

[1]) Die Wasserkugel, auvergn. doulhi, konzentriert das Licht und dient besonders den Spitzenarbeiterinnen zur Beleuchtung.

[2]) Ich habe den auvergnatischen Namen „le Batistou" durch unsern volkstümlichen Namen „Christoph" ersetzt.

Sein dicker Knotenstock vermag ihn kaum zu tragen,
Steigt er, auf ihn gestützt, ächzend den Weg hinan;
Ja, seht, der Christoph ist nicht mehr in jungen Tagen,
Bald in die achtzig geht's; er ist ein greiser Mann.

Und die Entfernung ist gewaltig schon geschwunden
Vom Boden bis zu ihm, gebeugt ist er und alt.
Es scheint, das Ringen hat ein Ende nun gefunden;
Die Erde, der er einst mit Pflug und Karst viel Wunden
Geschlagen hat, die küßt küßt nun der Christoph bald.

Es wackelt ihm der Kopf, die Kraft ist fast verflogen,
Nur in den Augen flammt's manchmal wie Leben auf.
Die Jahre haben ihm die Schultern rund gebogen,
So wölbt den Kieselstein des Baches Wasserlauf.

Und doch spielt er den Mann und spricht zu seinem Sohne:
— Ein schmucker Bursch, fürwahr! — „Das Feuer hab' ich nun
Genug gehütet samt dem Kochtopf; und zum Lohne
Will ich mich recken heut' . . . und du sollst auch nicht ruh'n!"

Der Jüngling lacht und spricht: „Wie kann der Vater rennen!
Ob er im Laufen nicht dem jungen Hasen gleicht?"
Der Christoph ist vergnügt, kann er doch nicht erkennen,
Daß hinter ihm der Bursch wie eine Kröte schleicht.

## Ein Glücklicher.

An Jùli Rounjat.

Ich bin geboren dort am Berg, wo dürre Weide
Dem schroffen Felsenhang als einz'ger Schmuck verblieb.
Der Himmel ist mein Dach, mein Lager braune Heide;
Und doch, und doch hab' ich, glaub' mir, die Heimat lieb.

Ich such' den Honig mir der Bienen auf der Halde,
Der wilden Rosen Frucht pflück' ich mir gern vom Strauch.
Ich sammle für den Herd mir Reisigholz im Walde,
Das Feuer im Kamin facht an des Südwinds Hauch.

Ich kann als Liebestrost die Städte wohl vermissen,
Im Frühling lass' ich mich vom Blumenduft umweh'n,
Mag gern zur Sommerszeit in Licht und Glut vergeh'n,
Und nachts lass' ich so gern mich von den Sternen küssen.

Du bist die Freundin mein,
Du wandelreiche Erde,
Du bist's im Sonnenschein,
Du bist's in Sturmgebärde!

Du bist's in Blumenpracht,
In weißem Hochzeitskleide,
Im Regen, Lichtgeschmeide,
Die stets mich glücklich macht.

## Unter den Birken.

Gern saßen wir an diesem Ort
Zu zwei'n im Birkenhain am Hügel;
Wir saßen wohl wie Küchlein dort,
Die schnäbeln immer fort und fort
Im Schutz von ihrer Mutter Flügel.

Der Mond beschien im Waldrevier
Die Birkenstämme all, die bleichen;
Auf einer Birke weiß Papier,
Da schrieben wir die Anfangszeichen
Der Namen auf von dir und mir.

Und bei des Mondenlichts Geflimmer
Grub in des Pergamentes Schimmer
Das Messerchen die Züge traut,
Das Buch von unsrer Liebe . . . Nimmer
Hab' ich ein bess'res Buch geschaut.

Nun sind wir beide grau und alt;
Und abends sitzen wir beisammen,
Wir schau'n in des Kamines Flammen
Und denken an den grünen Wald,
Wo wir dereinst im Glücke schwammen.

## Und doch!

An den Capoulié.[1]

In meinem Liéuradouès[2] herrscht Winters Dräu'n und Toben
Ein halbmal länger wohl als anderswo im Land:
Doch ist der Himmel blau; die Doro[3] rauscht hier oben
So süß, starrt auch von Eis ihr zartes Silberband.

[1]) Vergl. S. 16 unten. [2]) Vergl. S. 9 oben. [3]) Vergl. S. 14 in der Mitte.

Die Rhone braust voll Kraft fernhin zum Meeresstrand;
Ihr mögt die Sonnenglut des Craugefildes[1] loben:
Doch hat zur Sommerszeit sich mittags oft erhoben
Traulicher Grillensang bei uns am Wiesenrand.

Ich lieb' ihr Liedchen mehr als der Zikaden Geigen!
Ihr habt des Tags mehr Licht, wir schön'ren Sternenreigen;
Und unser Kiefernwald gleicht dem Zypressenhain.

Lavendel sah ich viel in euren heißen Gauen;
Bei uns wächst Heidekraut am Felsenhang, dem grauen . . .
Tut nichts! . . . Mein Liéuradouès soll doch gepriesen sein!

---

## Lebtwohl!

's wird Abend; Vöglein all, die eben noch sich regten,
Sind stumm, und Grille schläft am grünen Wiesenrain . . .
Nun stellt sich auch für mich der große Abend ein!

Wie jener Bauer, den sie jüngst zu Ruhe legten,
Zu seinem Weibe sprach, bevor er von ihr schied:
„Zu alt bin ich, zu schwach, den Sterz des Pflugs zu halten,
Zu alt bin ich, zu schwach, um kraftvoll noch zu schalten . . .“
Ja, so verspür' auch ich, wie meine Stärke flieht.

Gesungen hab' ich nun genug von Sonn' und Regen;
Gesungen auch genug von Sommer, Winterschnee,
Gesungen, als es Zeit, von Lieb' und heit'ren Wegen . . .
Ich hab' mein Werk getan . . . recht ist's, daß ich nun geh'.

Wohl denn! Was nützet dir dein Jammern und dein Klagen?
Der schöne Sonnenschein hält auch nicht immer an.
Sieh doch! Wirft man nicht auch beiseit' in Herbstes Tagen
Die Ähre sonder acht, wenn man das Korn gewann?

Verstummt sind jetzo rings die Vöglein in den Zweigen,
Wie nach dem Regen stumm Grille auf grünem Pfad.
Auf deinem Lämpchen will, Poet, der Docht sich neigen . . .
Nun sieh, wie auch für dich der große Abend naht!

Und geh' ich nun zu Gott, werd' ich nicht lange fragen;
Ich sage kurz: „Warum gabst du das Leben mir?
Erbat ich es von dir? Nein! wirst du wahrlich sagen . . .
Ich tat, was ich gekonnt, in meines Lebens Tagen,
Und nun bereit mir auch ein wonnig Heim bei dir!“

---

[1]) Vergl. S. 21 Anm. 1.

## Die Sage vom gedeckten Stein.[1]

In einem Feld voll Klee   und mitten im Gelände
Droben bei den Virans,   ganz dicht bei Richardou,[2]
Da ist ein Bau aus Stein   hat weder Dach noch Wände;
Drin trafen sich zum Tanz   einst Geister ab und zu.

Und wenn der Eiswind braust,   und wenn die Stürme jagen,
Heulend zur Abendzeit   um Klipp' und Felsenwand,
Sagt sich der Wanderer,   der spät den Heimweg fand:
Horch, wie um Fels und Busch   die Geister ewig klagen,
Um Vercingetorix   weint das Arvernerland.

* * *

Eh' Cäsar hier im Lande war,
(Wer kann wohl heut' noch Sich'res sagen
Von jenen langentschwund'nen Tagen)
Ward dort errichtet ein Altar:
Drei Steine, die zum Himmel ragen,
Die oben dann der vierte eint.
Kein Bild war in die Wand geschrieben;
Nur eine Öffnung war geblieben
Nach dort, von wo der Tag erscheint.

Jetzt wachsen um die Steine nur
Zwergkiefern noch und Preißelbeeren,
Und Birken folgen ihrer Spur;
Wälder von Heidekraut bescheren
Indes ein rosig Kleid der Flur.

Du fragst, was der Altar bedeute?
Wem mochte er wohl heilig sein?
Zum Priesteramte stellt sich heute
Nur noch der Fuchs bisweilen ein.

Als Prozession ein Schwarm von Raben,
Der krächzend um die Höhe lenkt;
Als heil'ge Weihrauchdämpfe haben
Sich graue Wolken drauf gesenkt.

* * *

Man sagt, daß, wenn der Tag verklungen
Man Menschenopfer hier gebracht,
Wenn sich die Hörner feingeschwungen

---

[1]) Vergl. dazu S. 15 in der Mitte.
[2]) Richardou, auvergnat. für Fils-Richard.

Des Mondes zeigten, wie des jungen
Widders Gehörn, in lichter Nacht.

Ein Mann im Schmucke langer Haare —
Lang wallte ihm der wilde Bart —
Opferte hier im Festtalare
Mit einem Messer gold'ner Art.
Wenn aus der frischgeschlag'nen Wunde
Quellend der heiße Blutstrom rann,
Netzte die Krieger in der Runde
Mit blut'gem Mistelzweig der Mann.

Und dieses Opfer der Druiden
Ward es denn wirklich einst gebracht?
Genau weiß keiner es hinieden,
Ich hab' es auch nicht mitgemacht.
Doch, was ich jetzt aus alten Tagen
Melde, ist wahr, nur unbekannt:
Großmutter pflegt es mir zu sagen,
Wenn sie das Garn zum Knäuel wand
Am Herd, die Krücke ihr zur Seiten.

Vor unausdenklich langen Zeiten,
Da sah man, sprach die Spinnerin,
Durchs Land die Mutter Gottes schreiten.
Wie zog sie still und sanft dahin
Mit ihrem Rocken flachsumwunden!
In ihre Schürze eingebunden
Hütete sie drei Steine gut,
Den vierten trug sie wohl als Hut;
Doch ging sie hurtig und behende
Quer durch der Furchen Blumenschmuck,
Und nirgends sah man im Gelände
Von ihrem Fuß den kleinsten Druck.

So spann sie, ohne aufzuhören,
Indes sie durch die Felder zog,
Ohne die Halme zu zerstören,
So daß sich selbst kein Hälmchen bog,
Wie sich die Weidenkätzchen biegen,
Wenn zu des Bächleins süßem Laut
Sich drauf die Schmetterlinge wiegen.

Die Hütte hatt' sie schnell erbaut —
Noch war die Morgensonne ferne —

Ihr Mieder tat sie auf geschwind,
Und bei dem milden Schein der Sterne
Gab sie die Brust dem Jesuskind".

## Der Rekrut.

Und der Rekrut muß aus dem Städtchen
Und sagt mit Tränen im Gesicht
Zu seinem trauten Herzensmädchen:
Ich bleib' dir treu; geh, weine nicht!

Und muß ich heute auch fortwandern
Aus unserm stillen Heimatsort,
Und ging's von einem Krieg zum andern
Und hunderttausend Meilen fort,

Und käm' ich heim nach wildem Treiben
Als Hauptmann in der Tressen Zier,
So will ich doch dein Stephan bleiben;
Sonst lieber tot, das glaube mir!

Du bist die Schönste hier im Städtchen,
Und sieh, mein ganzes Herz ist dein!
Vergiß mich nicht, du trautes Mädchen;
Der Schmerz, der würde bitter sein.

Denk' stets an mich in Lieb' und Treue;
Und sollt' ich noch so ferne sein,
Bitte die Jungfrau stets aufs neue,
Mir Sieg im Kampfe zu verleih'n.

Und wenn die Abendglocken hallen,
Und denkst du, wo mag er jetzt sein,
So sollst du zu der Kirche wallen
Und eine Kerze für mich weih'n,

Sollst dann zu unsrer Esche gehen —
Wir saßen oft am Abend dort —
Wenn dann die Sterne niedersehen,
Ist dir's, als wär' ich gar nicht fort.

Und steh' ich wohl in fremden Landen
Schildwach', träum' ich von fernem Glück
Und denk', mein Weib, das sollst du werden,
Kehr' ich als Sieger stolz zurück.

## Landflucht.

Wie lang' ist's her? — Ich kann's kaum sagen,
Da trieb's mich aus der Heimat fort;
Mein Mütterchen begann zu klagen
Und sprach zu mir dies ernste Wort:
„Willst du denn wirklich von uns gehen?" —
Ich war wohl an die siebzehn Jahr,
Gleich unserm Esel im Verstehen . . .
Man denkt, man weiß genug; nicht wahr? —

„Warum willst du denn von uns gehen?
Hast noch kein Fläumchen Bart, und sieh!
Bist noch nicht trocken an den Ohren!
Ist auch das Haus, drin du geboren,
Nicht reich, so fehlt das Brot doch nie.
Wir haben noch, den Teig zu mengen,
Voll Mehl ein ganzes Tönnchen hier;
Den Speck siehst du am Haken hängen . . .
Was fehlt noch, Junge? Sag' es mir!"

Mutter, das kannst du mir nicht geben:
Sehen will ich die weite Welt,
Verdienen will ich gutes Geld . . .
Sieh, Mutter, dahin geht mein Streben.
Die Sichel führt' ich nun genug,
Um kargen Lohn hier zu erraffen,
Und ging genug bei hartem Schaffen
Das ganze Jahr her hinterm Pflug.

Hinzieht's mich nach den großen Städten,
Wo man nicht so die Arbeit kennt
Und feine Linnen, weiche Betten
Und andres mehr sein Eigen nennt.
Man kann an allem Schönen naschen;
Was man begehrt, das stellt sich ein;
Man hat mit Geld gespickte Taschen
Und hübsche Mädchen, edlen Wein!

Mutter, nun weißt du's; wollt'st es wissen —
Jetzt pack' mein Bündel mir, daß ich
Von meinen Sachen nichts brauch' missen;
Und lebewohl! Komm, küsse mich!"

Und seht, schon schreitet er hinaus.
Die Mutter weint in ihrer Kammer.

Der Spitz folgt ihm ein Stück, o Jammer —
Fragt wohl der Bursch, ob er zu Haus
Sein Mütterchen in Leid verlassen,
Und ob der Spitz bellt auf den Gassen? —
Das macht dem jungen Star nichts aus.

Und vorwärts, durch die Berge flieht er;
Sein kurzes Pfeifchen rauchend, zieht er,
Zieht er voll Lust ins Land hinaus.
Frei fühlt er sich von allen Banden!
Denn nirgends gibt's in Feld und Au'n
Wohl Burschen, stolzer anzuschaun,
Und nirgends schön're Mädchen, traun,
Als hier in diesen ird'schen Landen.

Dem Ambos gleich beim Schmiedewerk
Erdröhnt's, wenn seine Schuhe stampfen;
Und wie beim Schritt die Schollen dampfen,
Sprüht Feuer aus dem Stein am Berg.

* * *

Kopfschüttelnd saß ein Greis auf seines Hauses Schwelle,
So silberweiß das Haar wie Kirschenblüt' im Mai;
Der sprach, als unser Bursch vorbeizog frank und frei:
„Wie manchen jungen Fuchs sah ich an dieser Stelle;
Der wetzte sein Gebiß auf harten Strauß bedacht!
Doch packte es ihn erst recht tüchtig 'mal beim Schopfe,
Schnell eilt' er dann zurück zu Mutters Suppentopfe —
Glaubt nicht, daß *der* es anders macht!

So kam's. Kaum war er eingezogen
In jenem Seineparadies,
Da sah er schon, daß alles dies,
Was man ihm vorsprach von Paris,
Nur Märchen war und glatt erlogen.

Heimzog er — ach, es ging ihm nah! —
Und trat, doch nicht in leichtem Sprunge,
Durchs Pförtchen, das ihn scheiden sah.
„Mutter!“ — „Was gibt's?“ — „Dein Sohn ist da!“
„Ich wartete; setz' dich, mein Junge!“

## Inhaltsübersicht.


Seite

Geleitwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . 5

Über Michalias' Leben und Dichten . . . . . . 7

Aus den Bergliedern . . . . . . . . . . . . 18

Am Bachesrand . . . . . . . . . . . . . 18

Vercingetorix . . . . . . . . . . . . . 20

Weihnachtsgruß an Mistral . . . . . . . . 20

Das Ende des Bettlers . . . . . . . . . . 21

Fount-Segugno . . . . . . . . . . . . . 23

Peters Heimkehr aus der Stadt . . . . . . 24

Abend, Nacht, Morgen . . . . . . . . . . 25

Aus den Liedern eines Landmannes . . . . . . 27

Meine Doro . . . . . . . . . . . . . . 27

Vaterland! . . . . . . . . . . . . . . 28

Durchs Gefilde . . . . . . . . . . . . 29

Lerchensang . . . . . . . . . . . . . 31

Nach Haus . . . . . . . . . . . . . . 31

Großmutters Märchen . . . . . . . . . . 32

Der Eiswind . . . . . . . . . . . . . . 33

Der alte Bauer . . . . . . . . . . . . 34

Ein Glücklicher . . . . . . . . . . . . 35

Unter den Birken . . . . . . . . . . . 36

Und doch! . . . . . . . . . . . . . . 36

Lebtwohl! . . . . . . . . . . . . . . 37

Die Sage vom gedeckten Stein . . . . . . 38

Der Rekrut . . . . . . . . . . . . . . 40

Landflucht . . . . . . . . . . . . . . 41

